

Diane Oliver: „Nachbarn“

Das andere Amerika

Von Nora Karches

Deutschlandfunk, Büchermarkt, 23.04.2024

Fast 60 Jahre, nachdem Diane Oliver bei einem Motorradunfall ums Leben kam, erscheinen ihre Kurzgeschichten zeitgleich in Deutschland, den USA und Großbritannien. Die Short Stories, in denen die Autorin über den Rassismus in den USA der 1960er Jahre schreibt, überzeugen durch ihre literarische Qualität.

Wenn man bei einer 22-jährigen Autorin einen Satz, zwei Figuren, drei Ideen im Kopf behält, dann ist das bereits viel. Denn in der Regel braucht Literatur Zeit, bis sie reift. Wie kann man so jung sein und so souverän mit Sprache umgehen? Und wie ist es möglich, in diesem Alter Figuren zu erschaffen, aus denen eine solche Lebenserfahrung spricht? Das sind Fragen, die man sich stellt, sobald man Diane Olivers Stories liest. Die Schriftstellerin Tayari Jones hat das Nachwort geschrieben. Sie sagte in einem Interview auf BBC 4:

„Toni Morrison ist Jahrgang 1931, also gut zehn Jahre älter als Diane Oliver. Und Alice Walker ist so alt wie sie. Oliver wäre also Teil dieser aufregenden Renaissance Schwarzer Frauen geworden. Und vermutlich hätte sie vor Morrison veröffentlicht: ‚Sehr blaue Augen‘ ist erst 1970 erschienen. Dann wäre sie zur Wegbereiterin für uns alle geworden. Ihre Figuren erwecken den Eindruck, als lebten sie tatsächlich in der echten Welt. Menschen, die zufällig auf die Seiten eines Buches geraten sind.“

Das prekäre Leben in den Südstaaten

Eine dieser Figuren ist Libby. Eine Mom-of-five. Fünf Kinder, der Ehemann steckt wer weiß wo. Es ist frappierend, wie plastisch Diane Oliver vom prekären Leben dieser Schwarzen Frau in den Südstaaten erzählt. Wie sie über die Erfahrung von Mutterschaft schreibt, die sie nie gemacht hat, da sie zu früh verstorben ist. Als Libbys Tochter eine Impfung braucht, muss sie zu Fuß in die Ambulanz. Und alle Kinder mitnehmen.

„Mama‘, flüsterte George Frederick, ‚wann halten wir endlich an und machen eine Pause?‘ Schweiß lief ihm in kleinen Rinnsalen zwischen den Haarsträhnen auf die Stirn, und ihr fiel auf, dass seine Haare geschnitten werden mussten. ‚Wo ist deine Mütze, George Frederick?‘

Diane Oliver

Nachbarn

Aus dem Amerikanischen
von Brigitte Jakobeit
und Volker Oldenburg

Mit einem Nachwort
von Tayari Jones

Aufbau Verlag, Berlin

304 Seiten

24 Euro

‚Weiß nicht‘, er zuckte die Schultern, ‚hab sie nicht gefunden, als wir los sind.‘ Libby sah ihn streng an, schwang das Baby über ihre Schulter und zog ihm zum Schutz vor der Sonne das alte geblühte Häubchen übers Gesicht. Wenn Frederick seine Mütze aufhätte, würde wenigstens keiner merken, dass seine Haare geschnitten werden mussten.“

Aus den Texten spricht Diane Olivers Bewusstsein für die gesellschaftspolitische Situation im Amerika der 1960er, als die Rassentrennung zwar illegal, aber die Vorurteile noch tief verwurzelt waren. Dennoch sind ihre Figuren keine Freiheitskämpfer und Bürgerrechtlerinnen. Es sind ganz normale Menschen, die oft nichts anderes als ein ruhiges Leben wollen.

Einblicke in die Anfänge der Civil Rights Movements

Das zeigt die Titelerzählung. „Nachbarn“ heißt diese und sie ist eine Variation der wahren Geschichte von Ruby Bridges, die 1960 am Tag ihrer Einschulung von U.S. Marshals begleitet wird. Erst kurz zuvor hat der Bundesstaat Louisiana die Segregation an Grundschulen aufgehoben.

Auch Tommy soll als erstes Schwarzes Kind auf eine Schule der Weißen gehen. Doch das Bild, das Diane Oliver von dem verängstigten Sechsjährigen zeichnet, steht in starkem Kontrast zu dem ikonischen Foto von Ruby Bridges, die tapfer lächelnd in die Kamera blickt. Als in der Nacht vor der Einschulung Unbekannte eine Brandbombe auf ihr Grundstück werfen, ringen seine Eltern um eine Entscheidung.

„Ellie blieb an der Tür stehen und hörte den beiden zu. [...] ‚Ich denke immer daran‘, sagte ihr Vater schließlich, ‚dass die Polizisten den ganzen Tag bei ihm sind. Im Schulgebäude können sie ihm nichts tun, ohne ein paar ihrer eigenen Leute zu erwischen.‘ – ‚Aber er ist dort ganz allein‘, sagte ihre Mutter leise. ‚Hundert Polizisten können doch nicht die einzigen Freunde eines kleinen Jungen sein.‘“

Was die Integration kostet, welche moralischen Konsequenzen es hat, ein sechsjähriges Kind in eine feindliche Umgebung zu schicken, das macht Diane Olivers Geschichte erfahrbar. Tommys Eltern stehen vor einem Dilemma: Für gesellschaftlichen Fortschritt eintreten oder der Sorge um ihr Kind nachgeben? Die Menschenmenge, die Ruby Bridges an ihrem ersten Schultag ausbuhte und das Klassenzimmer, in dem die Sechsjährige allein sitzt, weil die Eltern der anderen Kinder sie aus Protest nicht in die Schule geschickt haben, sind auf dem berühmten Foto nicht zu sehen.

Texte, die überzeugen

Alle Geschichten von Diane Oliver haben die psychische Dimension von Rassismus zum Gegenstand. Sie erzählt von einer Schwarzen College-Studentin, die beginnt, Nachspeisen in ihrer Kammer zu verstecken. Und dann schließlich sich selbst. Es geht um eine Mixed race-Beziehung. Eine Geschichte überrascht mit einem Horror-Movie-Twist. Dazu ein Text, der sich liest wie der formal ambitionierte Versuch, ein Gefühl von Gleichzeitigkeit in der Literatur darzustellen. Auch wenn nicht alle Geschichten gelungen sind, so überzeugen die besten Texte durch ihre literarische Qualität, nicht durch ihr Thema.

Gerade, weil Diane Oliver diese Kurzgeschichten als sehr junger Mensch schrieb, ist das Leben ihrer jüngeren Figuren für sie so lebendig. Sie ist keine Autorin, die aus der zeitlichen Distanz auf ihre Kindheit und Jugend zurückblickt. Sie hält fest, was sie unmittelbar erlebt und wird so zu einer Zeugin des US-amerikanischen Alltags der 1960er Jahre. Wie im Fall von Toni Morrison, der ersten afroamerikanischen Literaturnobelpreisträgerin, bieten die Texte von Diane Oliver eine Möglichkeit, die Welt mit den Augen der anderen zu sehen. Ihr schmales Werk heute, knapp 60 Jahre nach ihrem Tod, endlich entdecken zu können, ist ein großes Glück.